

unbewegt wie mit porzellanernem Götterblinzeln abzutaxieren. Er kennt alle Damen. Kleine Maikos, Tanzkinder von dreizehn Jahren bis zu siebzehn (Maitanz, Ko-Kind), Geisha-Elevinnen, schwärmen herein. Eine Wolke von Buntheit und Gelächter. Die Liebe ist ihnen noch ein Federballspiel. Sie trippeln zum Reishändler im Grunde der Blumenrabatten und machen es kurz. Ziehen den Strick, die Glocke macht bim bim, klatschen in die Hände und werfen eine Kupfermünze in den Opferstock. Dann lachend zurück zum Teehändler. Über ihnen, in einer Nische an der Wand, sitzt die erste Tänzerin des Landes, mythologischen Ursprungs, recht realistisch mit Pausbäckchen. Uzume no Mikoto benannt. Feist, lächelnd, grotesk und wohlwollend. Alle Götter Japans sind wohlwollend. Daher: glückliches Land, sorgloses Volk, in Sicherheit gewiegt und ohne Jenseitsangst.

Eine Geisha naht. Dunkelgekleidet, vornehm ruhevoll. In einem pflaumenblauen Kimono, den sie vorn leicht schürzt, mit weißem Kragenvorstoß und silberdurchwirktem Obi. Schulden hat sie bestimmt. Vielleicht auch Sorgen. Kranke Angehörige, Rivalinnen in Kunst und Liebe. Sie betet, da ihr eine Not im Nacken sitzt, mit stirnrunzelnder, spekulativer Eindringlichkeit. Sie will Daikokujin Kerzen opfern. Wenn es nicht hilft, so schadet es nicht. Sie darf es bei keinem der Götter unversucht lassen, einer könnte erwachen, wenn sie in die Hände klatscht.

Sie kommt langsam, mit graziler Würde zurück. Die bunte herbstliche Unordnung streift neckisch ihre Knie. Sie wendet das blaßgeschminkte Gesicht den stolzen Chrysanthemen zu, die gesondert von Astern, Rosen und Hahnenkamm unter einem Strohdach stehen. Jeder Blumenkopf ruht fleischig voll, federig oder kohlköpfig auf einem Drahtteller. Dann setzt sie sich mir gegenüber und betrachtet mich genau mit dem Ernst eines mühsamen, assoziationsarmen Gehirnaufwandes. Sie kommt zu keiner Lösung. Ihr Gegenüber ist eben anders — ausländisch. Komme ich zu einem besseren Resultat? Sie zieht beim Betrachten die klaren feinen Mondsicheln der Brauen, die edel, krankhaft fast, in dem unbewegten mattierten Gesicht thronen, in die Höhe, um so die Lidspalte zu erweitern. Die Hände, verkümmert und unfroh, traurig belastet von einem zu großen Brillanten, ruhen verschlungen im Schoß. Die Teehändlersgattin bringt ihr den Tee. Die tiefere Ausbuchtung des Kimonos im Nacken, diskrete Andeutung japanischer Halbwelt, kennzeichnet sie als einstige Kollegin. Es folgen die ernsthaften Verbeugungen im rechten Winkel, dazu der übliche Begrüßungskatechismus und dann, als die Geisha glücklich wieder sitzt, die letzten Neuigkeiten, auf bekannte Voraussetzungen durch knappe Andeutungen, anonym und diskret, dennoch ein Gebäude von Klatsch auftürmend, das mir wohlwollender vorkommen will, menschlicher als gleichenfalls unter westlichen Kolleginnen.

In einem braunen Tonschälchen schäumt mein grüner, gequirelter Tee. Ich empfinde das prickelnde, bitterherbe Gefühl auf der Zungenspitze als muntere Kaprice. Dazu süßen Bohnenkuchen. Als Nachtisch wird mir gratis heißer Orangenblütentee serviert. Ich weiß nicht, ob ihm vielleicht ein ritueller Sinn innewohnt; wohl schickt die obenauf schwimmende Blüte den Duft voraus, doch das Getränk bleibt darum doch nichts anderes als flaves Spülwasser mit Seifengeschmack.